

Vom Nullpunkt zur Neugestaltung: das Projekt des Lebens

Elisabeth Leitner

Künstlerische Neugestaltungen im Kirchenraum zu ermöglichen, ist eine Notwendigkeit, eine Chance, eine Herausforderung – für alle Beteiligten. Eine Herausforderung, die viele KünstlerInnen gerne annehmen, erzählt Roman Pfeffer. Er war einer von dreien, die eingeladen waren, einen Entwurf für die künstlerische Gestaltung der Pfarrkirche Goldwörth zu präsentieren. Denn nach der Hochwasser-Katastrophe im Juni 2013 ging es plötzlich nicht mehr um eine fachgerechte Renovierung, sondern auch um eine Neugestaltung. Ein Wettbewerb wurde im Oktober ausgeschrieben, Roman Pfeffers Entwurf fand im Jänner 2014 nach heftigen Diskussionen die Zustimmung einer Jury. In einem Gespräch mit Pfarre, Kunstreferat und Künstler wurden die spannende Entstehungsgeschichte der Neugestaltung sowie die Herausforderungen und Chancen für die Pfarrgemeinde und die Kirche in Oberösterreich gemeinsam diskutiert.

Miteinander im Gespräch waren: Martina Gelsinger/Kunstreferat/Diözesankonservatorat, Sandra Bötscher/PGR-Obfrau und Mitglied des Seelsorgeteams, Josef Pesendorfer/Pfarrer, Roman Pfeffer/Künstler. Das Gespräch führte Elisabeth Leitner/KirchenZeitung.

Das Projekt meines Lebens

Nur ein paar Monate hatten MitarbeiterInnen der Pfarre, der Diözese, die Handwerker und der Künstler Zeit, gemeinsam an der Neugestaltung in der Pfarrkirche Goldwörth zu arbeiten: neue Farbe, neuer Boden, neue liturgische Orte – das war das Ziel. Wenn PGR-Obfrau Sandra Bötscher, welche die Arbeiten damals federführend begleitet hat, erzählt, was die Neugestaltung für sie heute bedeutet, dann geht das auch Jahre danach noch unter die Haut: „Für mich war es schlichtweg das Projekt meines Lebens.“ Kinder bekommen und Hausbauen gehören zu einem erfüllten Leben, aber „eine Kirchenreno-

vierung und Neugestaltung, das war etwas ganz Besonderes, dazu braucht man mehr“, so sieht Sandra Bötscher diesen Abschnitt ihres Lebens. Das Hochwasser 2013, das war der „Nullpunkt“, erzählt sie. Das Gefühl, das alle PfarrbewohnerInnen damals in sich getragen haben: Jetzt gibt es viel Arbeit, jeder hat zu Hause einen größeren oder kleineren Schaden. „Und dann zu sagen, wir trauen uns das zu, wir nehmen das trotzdem auf uns“, das beeindruckt die umtriebige Betriebswirtin, die in einer Baufirma tätig ist, heute noch. „Ich habe in der Hochwasser-Nacht zu meinem Mann gesagt, wenn in unseren Wohnbereich kein Wasser kommt, dann kümmere ich mich um die Kirche“. – Gesagt, getan. Von ihrer Familie wurde sie für die Arbeiten in der Pfarre monatelang „freigestellt“, wie sie es selbst formuliert. Zu Hause übernahm die Großmutter die notwendigen Arbeiten und kümmerte sich auch um die Kinder. Rückblickend sagt die PGR-Obfrau heute: „Es war die meist bereichernde Zeit meines Lebens. Diese vielfältigen Erfahrungen kann man sonst nirgends machen.“ Dass ihr nicht nur der engste Kreis, sondern die ganze Pfarre zugetraut hat, das Projekt gut abzuwickeln, berührt sie heute noch. Bötscher dazu: „Mit so einem Projekt kann man wachsen. Es gibt nichts Schöneres, wenn ein Projekt so gut läuft. Auch dann noch, wenn alles fertig ist.“ Pfarrer Josef Pesendorfer sagt zu Bötschers ehrenamtlichem Engagement: „Wir hatten großes Glück mit Sandra. Ihre Verdienste gehen an die hundert Prozent.“

Intensives Erlebnis

Was war zu tun in Goldwörth? Die Entscheidung für eine Neugestaltung musste gefällt, ein Jurywettbewerb ausgeschrieben und eine Jurysitzung anberaumt werden. An die sechsstündige Jurysitzung, die am 31. Jänner 2014 von 14 bis 20 Uhr gedauert hat, können sich noch alle gut erinnern. Martina Gelsinger erzählt: „Die Pfarre Goldwörth habe ich von Anfang an als unglaublich engagierte Pfarre



Goldwörth, Pfarrkirche Hl. Albanus, Altarraum, Roman Pfeffer, 2014



Altarweihe, Goldwörth, Pfarrkirche Hl. Albanus, 12. Oktober 2014

erlebt, es gab ein sehr konstruktives und zielorientiertes Arbeiten und eine gewisse Offenheit. Das war wichtig – und das habe ich auch so bei der Jurysitzung erfahren. Es gab unglaubliche Emotionen in der Jurysitzung, das sagt sehr viel aus, wie stark die Identifikation mit der Gemeinschaft, mit der Kirche ist und was die Kirche den Menschen bedeutet. Das habe ich nie mehr so intensiv erlebt!“ – Sechs Stunden Jurysitzung: Das heißt um die Entscheidung wurde gerungen. Diese intensive Auseinandersetzung hat den Weg geebnet für die weitere Arbeit. Die Entwürfe der zum Wettbewerb eingeladenen KünstlerInnen Andrea Pesendorfer, Wolfgang Stifter und Roman Pfeffer wurden von diesen damals sehr unterschiedlich präsentiert. Pfarrer Josef Pesendorfer erinnert sich: „Wir haben sehr viel diskutiert im Petrinum und eine Mitarbeiterin aus der Pfarre, die neben mir gesessen ist, hat auf einmal zu Roman Pfeffers Entwurf gesagt: ‚Der Altar ruht auf den verschiedenen Trägern; das schaut aus, als wären das wir‘ – und dann war es für mich klar, dass das unser Projekt war: Der Altar ruht auf verschiedenen Stäben, der eine steht gerade, der andere links oder rechts, genau wie wir. Wir stehen beieinander, nicht immer gerade, wir halten uns aber gegenseitig, damit das, was wir halten, stabil wird – und der Altar steht als Zeichen für Jesus Christus. Wir tragen unseren Glauben, aber er trägt uns auch. Dadurch hält er uns zusammen, und wenn wir schief stehen, hält er uns zusammen.“ Die Diskussion ging allen sehr nahe, und die Deutung des Altars war für alle überzeugend. Der Entwurf von Roman Pfeffer setzte sich durch. Bötscher dazu: „Es war wie eine Erleuchtung, als Pfarrer Pesendorfer das so begründet hat, ab dem Zeitpunkt hat es gepasst, und alle haben es mittragen können. Es ist nicht mehr in Frage gestellt worden.“ – Und das, obwohl die Präsentation des Künstlers sehr nüchtern war und anfänglich manche vor den Kopf stieß, wie Sandra Bötscher noch gut weiß: „Die Präsentation war eigentlich katastrophal. Roman Pfeffer hat ein paar Fakten geliefert. Er hat von Publikum und Bühne gesprochen, da hat es bei vielen zugemacht. Das Edle dahinter, das haben, glaube ich, nicht alle gehört.“

Das Potenzial des Vorhandenen

Dass die Präsentation nicht so gut gelaufen ist, diesen Eindruck hatte auch der Künstler selbst. „Ich mache ein Angebot. Keine Lösung“, so beschreibt Roman Pfeffer seine Herangehensweise als Künstler: „Ich bin an das Projekt analytisch herangegangen.

Wenn man neu beginnt, muss man schauen, was vorhanden ist, man muss auf etwas Grundsätzliches zurückgehen. Wo liegt das Potenzial des Vorhandenen? Und so etwas Grundsätzliches ist das Gebäude, das hatte ein gewisses Ausmaß – 64,9 Meter. Das war ein Parameter, von dem ich mir gedacht habe, das umfasst die Gemeinde und umreißt den Raum, das kann der Ausgangspunkt sein.“ Diese 64,9 Meter, den Innenumfang der Pfarrkirche in Goldwörth, übertrug er auf die Länge der Stützen. Diese bildeten den Unterbau der liturgischen Orte: Altar, Ambo, Priestersitz. Die einzelnen Stäbe bildeten einen gemeinsamen Block und tragen die Platte. Die Stützen stehen schief, gerade, wirken aneinander angelehnt oder vereinzelt. „Für mich war es die Frage nach Abstraktion, ich habe etwas Abstraktes geliefert – ohne Deutung. Ich wollte auch keine Deutung liefern“, sagt Roman Pfeffer. Es war die Gemeinde, die diese Abstraktion mit Inhalt gefüllt hat. Ein Erkenntnisgewinn für den Künstler, wie er selbst sagt: „Mithilfe des Projekts habe ich noch besser verstanden, was Abstraktion bedeutet und welches Potenzial Abstraktion hat. Ich habe mir ein Modell überlegt, wie ich mit dem Längenmaß arbeite: das heißt das Vorhandene zu analysieren, es auf einen Nullpunkt zu bringen – und aus dem Potenzial wieder etwas entstehen zu lassen.“

Sich einlassen

Dass die Präsentation sehr wortkarg war, empfand auch Martina Gelsinger so: „Für mich war es jedoch sehr klar, wie der Künstler sein Projekt präsentierte und seinen Zugang erläuterte. Was man an Interpretation hineinlegt, muss auch von der Pfarre kommen, denn ohne Identität und Identifikation funktioniert es nicht“, sagt Gelsinger. Goldwörth sei ein Beispiel dafür, dass es nicht darauf ankomme, wie ein Künstler sein Werk vorstelle und interpretiere, ergänzt sie: „Das, was sichtbar ist, muss überzeugen. Es geht darum, sich auf etwas einzulassen und zu schauen, was es auslöst. Man darf sich nicht erwarten, dass von einem Künstler eine theologische Interpretation kommt, das ist die falsche Person dafür“, meint die Mitarbeiterin des Kunstreferats, die dieses Projekt von Anfang an begleitet hat.

Gotik und Gegenwart

Die Entscheidung für Roman Pfeffer sei nicht gefallen, weil er als Künstler auf dem Kunstmarkt einen gewissen Wert habe, sondern weil es um die Kirche

und die Geschichte der Kirche gegangen sei. Eine Geschichte, die aus der Gotik gewachsen sei, und „die Frage war, was die Pfarre als Generation jetzt dazu beiträgt“, so Gelsinger. Die Bedeutung der Gotik für seinen Entwurf bestätigt auch der Künstler. Sie ist für ihn der zweite Parameter. Pfeffer: „Wir befinden uns in einer gotischen Kirche mit einem neugotischen Hochaltar, das Filigrane und Kleinteilige ist hier präsent. Das hat bei der Neugestaltung eine Rolle gespielt, das Anlehnen an die Gegebenheiten: Ein Altar, der mit der Geschichte, die vorhanden ist, weiter spielt“, beschreibt Pfeffer seinen Zugang.

Von der Katastrophe zur Veredelung

Roman Pfeffer hat ein besonderes Material für den neuen Altar ausgewählt: Die liturgischen Orte sind aus dem Stamm einer 3000 Jahre alten Mooreiche, die behutsam getrocknet und aufbereitet wurde. Mooreiche ist ein Material, das aus einer Katastrophe heraus entsteht, erklärt Pfeffer: „Die Mooreiche wird durch eine Katastrophe verschüttet und liegt über Jahrtausende im Moor. Das macht sie wertvoll. Die Veredelung passiert durch eine Katastrophe. Jetzt geht es mir nicht darum, über die Tragik der Katastrophe nachzudenken, sondern über das Potenzial: Man geht auf einen Nullpunkt zurück.“ Dass die Mooreiche teuer und schwer zu bekommen war, wusste Roman Pfeffer, er habe das einmal „auf Risiko“ vorgeschlagen, das komme öfters bei Künstlern vor, sagt er schmunzelnd. Auch hier hat sich alles wunderbar zusammengefügt, erzählen Pfarrer und PGR-Obfrau. Der Glücksfall war, dass es im Pfarrgemeinderat den Sägewerksbesitzer August Gumplmayr gibt, der die Mooreiche besorgen konnte. Die Mooreichen wurden nach Goldwörth gebracht, die Schönste wurde für den Altar ausgesucht und fachgerecht getrocknet.

Der Nullpunkt

Von der Idee des „Nullpunkts“ ist Sandra Bötscher bis heute angetan. Hier fühlt sie sich mit der Geschichte der Pfarre verbunden: „Dieses Auf-den-Nullpunkt-Kommen durch eine Katastrophe ist genau das, was in unserer Kirche geschehen ist. Eigentlich hat das Hochwasser kommen müssen, damit wir jetzt eine so schöne Kirche haben. Diese Mooreiche ist 1:1 das, was die Kirche heute für uns bedeutet.“ – Ein Stück der Mooreiche als vierseitig bedruckter Maßstab wurde später als künstlerischer Baustein zum Verkauf angeboten: Die 65 Exemplare zum Preis

von 120 Euro dienten der Finanzierung. Sie waren in der Pfarre heiß begehrt, hängen jetzt als Originale in Wohnzimmern oder Büroräumen und sind mittlerweile „ausverkauft“.

Kunst und ihre Vermittlung

Wie ist es gelungen, diesen Entwurf so positiv in der Pfarre zu verankern? Dafür gibt es neben der überzeugenden künstlerischen Idee einige Gründe. „Kunst hat etwas mit Vermittlung zu tun. Kunst ohne Vermittler tut sich schwer, dass sie ganz erfasst wird. Und in diesem Fall ist der Vermittler des Projekts der Pfarrer gewesen“, so hat es Roman Pfeffer wahrgenommen. Sandra Bötscher bestätigt das: „Das war, glaube ich, der springende Punkt, denn es ist immer gut kommuniziert worden – für alle, von Anfang an. Der Herr Pfarrer hat etwas im Pfarrblatt geschrieben, er hat es in der Predigt eingebaut. Die Leute haben genau gewusst, was sie erwartet. Wenn ich z. B. an den Altar denke: Wir haben schon gedacht, dass es – hoffentlich – den Leuten gefallen wird und nicht zu abgehoben ist. Die Leute, die den Entwurf auf einem Papier gesehen haben, weil sie zur Präsentation ins Pfarrheim eingeladen worden sind, waren schon vorbereitet. Sie hatten Vertrauen, weil der Herr Pfarrer schon vorher gesagt hat, warum wir das Projekt genommen haben: nicht wegen der Stäbe oder der 64,9 m, sondern wegen des Zusammenstehens“, sagt Bötscher und weist auch auf die wichtige Rolle des Kunstreferats hin. Von Anfang an sei man von der Diözese und dem Kunstreferat gut begleitet worden, es habe immer einen roten Faden in den Gesprächen gegeben. Martina Gelsinger sieht ihre Aufgabe als Kunstreferentin so: „Wir sind in der Diözese dafür beauftragt, Projekte wie diese zu begleiten. Und das zeichnet unsere Diözese aus: die Gegenwarts- und Zukunftsbezogenheit. Dass man nicht nur das Historische bewahrt, sondern die Pfarren begleitet in der Neugestaltung. Ohne Begleitung wäre es schwierig.“

Vorreiter-Rolle der Diözese Linz

Dass die Diözese Linz hier eine Vorreiter-Rolle in Österreich spielt, ist kein Geheimnis mehr. Trotzdem sind manche überrascht, wenn sie sehen, welche Fülle und Qualität es bei den Neugestaltungen in Oberösterreich gibt: „Ich war jetzt mit der Kulturjournalistin Nina Schedlmayer aus Wien unterwegs. Wir haben uns einige Neugestaltungen in der Diözese angeschaut. Wir waren z. B. in Wartberg ob der Aist (künstlerische Neugestaltung durch Dorothee Golz).

Sie hat gestaunt, dass es in einer Kirche mitten auf dem Land so eine Neugestaltung gibt – und Pfarrassistent Franz Küllinger hat erzählt, seit letztem Jahr sei die Pfarre schuldenfrei, rund die Hälfte der Kosten von 770.000 Euro habe die Pfarre selbst aufgebracht.“ Für viele in der Diözese sei das selbstverständlich. Für Gelsinger wird dadurch sichtbar, „dass sich Leute mit der Pfarre und der Neugestaltung identifizieren. Denn wenn ich nicht dahinter stehe, gehe ich auch nicht in einen Haushalt und sage: Bitte spendet etwas dafür.“ Damit das gelingt, „muss man eine breite Basis für zeitgenössische Kunst schaffen“, so Gelsinger.

Keine Kopien

Wie hat Roman Pfeffer diese Zeit der Neugestaltung damals erlebt? Er erzählt: „Die Leute sind sehr hinter dem Projekt gestanden und haben es mit großem Engagement vorangetrieben. Ich war froh darüber, aber nicht überrascht. Die Pfarre hat sich ja vorher für das Projekt entschieden“, sagt er rückblickend und meint: „Diese Arbeit war auch für mich als Künstler einzigartig, nicht alltäglich.“ Der Prozess der Neugestaltung verlangt allen Beteiligten viel an Einsatz, Nervenstärke, Entscheidungsfähigkeit und Vertrauen ab. Auch die Aufgabenverteilung zwischen dem Künstler und den Mitarbeitern der Pfarre, der Diözese, des Bundesdenkmalamts und den ausführenden Handwerkern und Technikern muss klar sein und hat hier in Goldwörth gut funktioniert. Gelsinger sagt dazu: „Es gibt immer nur Einzelentscheidungen, denn jede Kirche hat ihre eigene Geschichte und ihren eigenen Raum. Da gibt es keine Kopien. Man braucht Offenheit und Vertrauen. Jeder muss wertschätzen, was der andere an Erfahrung und Qualifikation hat. Das sind alles Qualitäten, von denen man profitieren kann.“ Einen großen Bogen schaffend sagt sie abschließend dazu: „Und das ist es, was das Christentum ausmacht: Man spricht nicht mit einem Künstler als Dienstleister und gibt einen Auftrag, sondern es gibt Gespräche und Dialog auf Augenhöhe.“ – Die Pfarrkirche in Goldwörth ist ein gelungenes Beispiel dafür.

BAUGESCHICHTE & ALTARWEIHE

Am 12. Oktober 2014 war es soweit: Nur 16 Monate nach dem Hochwasser mit seinen schrecklichen Folgen feierte die Pfarre die Renovierung und Neugestaltung des Kirchen-Innenraumes. Die damalige Katastrophe war auch der Grund, warum die Kirche nicht nur neu ausgemalt, sondern „von Grund auf“ vom Künstler Roman Pfeffer neugestaltet wurde. Insgesamt 19 Firmen – alle aus der Region – waren an der Neugestaltung, von der Fußbodenheizung bis zur neuen Beleuchtungsanlage, beteiligt. Die Pfarre wurde bei diesem Projekt von den diözesanen Fachstellen, Abteilung für Kirchliches Bauen, Liturgiereferat, dem Bundesdenkmalamt und dem Land Oberösterreich begleitet und unterstützt.

Im Juni 2014 war mit dem Umbau begonnen worden. Pfarrer Josef Pesendorfer brachte am Ende des Festgottesdienstes seine Dankbarkeit zum Ausdruck. Goldwörth sei von einer versorgten Gemeinde zu einer für sich selbst sorgenden Gemeinde geworden. „Die Bevölkerung hat sich entschieden, nicht nur etwas wieder aufzubauen, sondern etwas Neues zu schaffen“, brachte auch Landesrat Michael Strugl damals seine Anerkennung für die Neugestaltung zum Ausdruck. Während viele BewohnerInnen der Donaugemeinde ihre Häuser nach dem Hochwasser wieder saniert und renoviert haben, stellte sich für andere die schwierige Frage: hierbleiben oder absiedeln? Propst Holzinger, der den Altar salbte und weihte, sagte dazu: „Der Altar ist Sinnbild für alles, was uns im Leben untergeht und davonschwimmt.“ Das Vertrauen in Gott bekräftigte er bei der Weihe mit den Worten: „Es wird gut werden, weil Gott mit uns ist.“

ELISABETH LEITNER; geb. 1970, Studium der Theologie in Linz und Wien; Ausbildung an der katholischen Medienakademie; freie Mitarbeiterin bei der Zeitschrift Welt der Frau und dem ORF Landesstudio OÖ; seit 1999 Gründung und Leitung des Ressorts Kunst und Kultur der Kirchenzeitung der Diözese Linz.